

Alfred Bodenheimer

Langsamem Schritts in die Selbstverständlichkeit

Entwicklung, Status und Perspektiven der Jüdischen Studien in der Schweiz

Wie anderswo auch, hat die Beschäftigung mit dem Judentum in der Schweiz über die Theologie begonnen. In einem kürzlich erschienenen Aufsatz am Beispiel der Universität Bern, an der er heute selber als Professor für Judaistik lehrt, hat René Bloch den Weg dieses Themenbereichs vom Gründungsjahr der Universität 1834/35 bis in die Gegenwart skizziert und dabei eine Linie gezeichnet, die sich von etlichen anderen deutschsprachigen Universitäten nicht markant unterscheiden dürfte: Über die interessierte, wenn auch reservierte theologische Beschäftigung mit dem Judentum als Vorstufe zum Christentum, im 20. Jahrhundert als „Spätjudentum“ bezeichnet und insbesondere während der Zwischenkriegszeit (teils durch deutsche Professoren) extrem abwertend behandelt hin zu einer reuevollen, auf Dialog ausgerichteten Haltung in der Zeit nach der Shoa, wo nun auch begonnen wird, das Judentum der Gegenwart in den Blick zu nehmen und nicht zuletzt durch den Einbezug jüdischer Dozierender mit einem neuen Blick zu betrachten.¹

In der Schweiz dauerte es indes länger als in Deutschland, bis die Jüdischen Studien (und ich benütze sie, wo nicht von einer spezifischen Universität die Rede ist, hier als Sammelbegriff, der auch die Judaistik mit einschließt) institutionell Fuss fassten. Begonnen hat diese Geschichte mit der Berufung des Schweizer Kurt-Schubert-Schülers Clemens Thoma 1971 von der Universität Wien an die Theologische Fakultät Luzern (Grundlage der erst 2000 formell gegründeten Universität Luzern). Thoma, ein dem Dialog mit dem Judentum verpflichteter katholischer Theologe, gründete 1981 das Institut für jüdisch-christliche Forschung, das, unter anderem durch die Anstellung eines jüdischen Lehr- und Forschungsbeauftragten wie auch durch die regelmäßige Einladung prominenter jüdischer Gastprofessoren, aber auch durch die Prominenz der Publikationen, die unter Thomas Leitung entstanden, hohe Glaubwürdigkeit und Anerkennung im universitären, aber auch im jüdischen Umfeld genoss. Dieses Institut existiert immer noch und wird seit 2001 von Verena Lenzen

¹ René Bloch, Ein langer Weg. Die Geschichte der Judaistik an der Universität Bern. In: ders. und Jacques Picard (Hrsg.): *Wie über Wolken. Jüdische Lebens- und Denkwelten in Stadt und Region Bern, 1200–2000*. Zürich: Chronos 2014, S. 487–498.

geleitet. Es konzentriert sich aber, nicht zuletzt dem Schwerpunkt der Leiterin folgend, heute stärker auf Aspekte der Religionsphilosophie des 20. Jahrhunderts.

An bedeutenden jüdischen Dozierenden mit einem Schwerpunkt Jüdische Studien in Schweizer Universitäten hat es in den letzten Dezennien des 20. Jahrhunderts nicht gefehlt, insbesondere an den Universitäten der Westschweiz Genf, Fribourg und Lausanne, die ich hier wie auch in der Folge trotz der Sprachgrenze einbeziehe, weil die Schweiz nur als mehrsprachiges Ganzes verstanden und behandelt werden kann: Namen wie David Banon, Jean Halpérin, Emmanuel Lévinas, Esther Starobinsky-Safran oder auch, für die deutsche Schweiz, Ernst-Ludwig Ehrlich stehen für höchstes wissenschaftliches Niveau, oft mit einem Schwerpunkt des interreligiösen Dialogs. Doch Professuren für Jüdische Studien wurden außerhalb Luzerns lange nicht begründet. Erst nach der Jahrtausendwende wurden in Basel zwei Professuren, eine für Jüdische Geschichte, die andere für jüdische Religions- und Literaturgeschichte, besetzt (2001 und 2003, wobei der Historiker sich später einem anderen Fach zugewandt hat und nicht mehr Jüdische Studien unterrichtet, jedoch durch einen vollamtlichen habilitierten Mitarbeiter ersetzt werden konnte), in Lausanne eine Professur für moderne und eine für antike jüdische Geschichte (2005 und 2011), in Bern ein Extraordinariat für Judaistik mit Schwerpunkt antikem Judentum eingerichtet (2007, gefolgt von der Gründung eines Instituts für Judaistik 2008). Dieses Extraordinariat wurde 2016 in ein Ordinariat umgewandelt und damit der Basler und der Luzerner Professur gleichrangig. In Basel und Luzern kann man vom Bachelor über Master und Doktorat bis zur Habilitation restlos alle Abschlüsse in Jüdischen Studien erwerben, in Bern nebst Schwerpunkten in den Studiendiplomen der Theologie ein Doktorat und eine Habilitation sowie einen Master für antikes Judentum als Joint degree mit der Theologischen Fakultät der Universität Zürich. In Lausanne können Jüdische Studien als Schwerpunkt im Bereich der Religionsgeschichte gewählt werden.

Für die nach 2000 eingerichteten Professuren muss angemerkt werden, dass zumindest die Mehrzahl (über die Professuren in Lausanne bin ich darüber nicht restlos informiert) ohne massiven Anschlag, z.T. sogar eine längerfristige Vollfinanzierung aus privaten (jüdischen) Quellen nicht entstanden wäre. Zugleich darf gesagt werden, dass die Professuren in der Zeit ihrer Existenz, soweit ich es überblicke, es geschafft haben, dass zumindest die eigenen Stellen, allenfalls noch weitere Stellenanteile in der Ausstattung der Stelle oder des Fachs, von den Universitäten finanziell übernommen worden sind.

Interessant ist, dass die größte kantonale Universität des Landes, die Universität Zürich, keine Professur für Jüdische Studien eingerichtet hat. Es gibt in Zürich zwar jährlich eine einsemestrige Gastprofessur für das Fach und an der Eidgenössisch Technischen Hochschule mit Andreas Kilcher auch einen im Bereich des Jüdischen hoch kompetenten und forschungsmäßig aktiven Literatur-

wissenschaftler, doch kein mit den genannten anderen Universitäten vergleichbares Angebot.

Es gäbe noch einiges über Strukturen, existente oder mangelnde Zusammenarbeit sowie innere und äußere Vernetzung der Jüdischen Studien in der Schweiz zu sagen, auch zur Frage, weshalb gerade die Verbindung zu den Jüdischen Studien in Deutschland sehr schwach ist (jedenfalls für Basel schwächer als etwa nach Österreich) doch ich möchte, nun stärker von eigenen Erfahrungen ausgehend, einige Punkte zu jüdischen Studien in der Schweiz betonen. Als Professor für Jüdische Studien in der Schweiz ist man notgedrungen ein Generalist – das gilt für den Berner Kollegen hinsichtlich des gesamten Bereichs des Judentums in der Antike und im Mittelalter nicht weniger als etwa für mich im Bereich der Moderne und Neuzeit. Erinnerung ich mich schon nur an einige der letzten medialen Anfragen und Auftritte, so reichen diese von einer Einschätzung der Philosophie Franz Rosenzweigs über Dämonenglauben im Judentum und Fragen zur Beschneidungsdebatte bis hin zu einer Einschätzung der Auswirkungen der armeekritischen Ausstellung von *Breaking the Silence* aus Israel. Ob es fachlich richtig ist, zu fast allem etwas zu sagen, was man gefragt wird, mag zur Debatte gestellt werden – entscheidend scheint mir, dass die Existenz einer wissenschaftlich abgestützten Stimme allgemein geschätzt und gesucht wird. Auf wissenschaftlicher Augenhöhe argumentieren zu können bedeutet ja nicht nur und nicht einmal immer zwingend, in allem Fachmann zu sein, sondern es bedeutet einen Zugang zu Fragen, der von der Öffentlichkeit als nicht schon religiös oder ideologisch überformt und zugleich als von analytischen Konzepten getragen wahrgenommen wird.

Ich denke, dass dies für die Schweiz eine ganz wesentliche und wichtige Entwicklung ist. Anders als in Deutschland und vielleicht auch in Österreich ist der Umgang mit allem Jüdischen in der Schweiz weniger belastet, aber deshalb ist das Publikum teilweise auch weniger sensibilisiert. Das erhöht in gewisser Weise den Zwang zur Konkurrenzfähigkeit. Aus unterschiedlichen Gründen sind sowohl die Öffentlichkeit wie auch die Universitäten darauf angewiesen zu sehen, dass die Jüdischen Studien den öffentlichen Diskurs mit bestreiten, um zu erkennen, dass gewisse Denkraster über das Judentum auf der Basis wissenschaftlicher geschulter Analyse aufgebrochen werden können und müssen. Hier liegt aber meiner Ansicht nach auch die große Chance und womöglich der praktisch konkurrenzlose Mehrwert der Jüdischen Studien, von denen ich nicht sicher bin, dass sie in Deutschland immer ausreichend wahrgenommen werden.

In der Schweiz können wir uns einen positivistischen, selbsterklärenden Ansatz in den Jüdischen Studien („wir machen Jüdische Studien, weil wir Jüdische Studien machen“) nicht erlauben, wir sind letztlich denselben harten Kriterien unterworfen wie alle anderen Fächer. Nehmen wir das Beispiel Basel, das ich aus eigener Erfahrung schildern kann: In Basel wird das Studium der Geisteswis-

senschaften im Bachelor nach Fächern organisiert, wobei eine Kombination aus zwei Studienfächern zu wählen ist – im Master gibt es ebenfalls die Möglichkeit, zwei Studienfächer zu wählen, es gibt aber auch Studiengänge, die fächerübergreifend organisiert sind, etwa Literaturwissenschaft, Europäische Geschichte oder African Studies. Die Jüdischen Studien existieren sowohl im Bachelor wie auch im Master als Studienfach.

Dass es etwa in Basel in den vergangenen sieben Jahren den Jüdischen Studien gelungen ist, allein an kompetitiven Mitteln rund 1,5 Millionen Schweizer Franken einzuwerben (und an projektbezogenen nichtkompetitiven Mitteln ebenfalls gut 1,7 Millionen), abgesehen von regelmäßig uns zufließenden, aber nie auf mehrere Jahre hin gesicherten Stiftungsmitteln, ist an sich erfreulich – es ist aber auch notwendig, um das Fach von der Leistungsfähigkeit und der Anzahl und Qualität der geleisteten Projekte her sichtbar zu halten. Denn in Basel ist nur die Professur selbst dauerhaft von der Universität aus strukturellen Mitteln finanziert. Pläne zum Ausbau der Finanzierung (die etwa mit der Übernahme der Hebräisch-Teilzeitstelle einen ersten Ausdruck gewonnen hatten) mussten wieder zurückgenommen werden, weil einer der beiden Trägerkantone in finanzielle Schwierigkeiten geraten ist und nur mit Mühe und Not überhaupt zur Weiterführung seiner Trägerschaft gebracht werden konnte. Ausbau ist in einer solchen Situation nicht angesagt und auch keine besondere Sensibilität gegenüber den Jüdischen Studien.

Entsprechend ist die Legitimität des Fachs wie diejenige anderer Fächer auch größtenteils von scheinbar zählbarem Erfolg abhängig. Vor einiger Zeit fragte mich mein Hauptansprechpartner in der Basler Rektoratsleitung, ein Vizerektor, ob es Jüdische Studien an einer Universität tatsächlich brauche, ob nicht das Einspeisen jüdischer Themen etwa innerhalb der Literaturwissenschaft oder der Geschichte ausreichen würde. Er fragte das notabene nicht deshalb, weil er meint, dass wir wissenschaftlich unnützes Zeug machen, sondern weil die Jüdischen Studien wie alle anderen Fächer auch einem gewissen bolognaschen Quantifizierungswahn unterstellt sind. Und da wir zwar sehr viele Studierende gerade aus der Literaturwissenschaft und der Geschichte als Kursteilnehmende, aber eben nur wenige Fachstudierende haben, also so etwas wie „Exportweltmeister“ mit schwacher eigener Studierendenbasis sind, lag diese Frage aus seiner Sicht nahe. Ich habe dem Vizerektor unserer im Jahr 1460 gegründeten Universität geantwortet, dass fast 550 Jahre lang der christlich grundierte Masterdiskurs als der wissenschaftlich alleine gültige bei allen Betrachtungen der globalen Geschichte und Kultur galt und dass mit der Existenz des Fachs Jüdische Studien (anders als im Fall einer bloßen Einspeisung dieser Thematik in bestehende Traditionsfächer) erstmals dieselbe Geschichte aus einem völlig neuen, minoritären und zugleich immer präsenten Blickwinkel beleuchtet würde. Der Mehrwert eines solchen Fachs kann

so gesehen aus der Sicht einer Universität im 21. Jahrhundert gar nicht überschätzt werden.

Das Argument stieß nicht auf taube Ohren – doch an der Realität führt es nicht vorbei.

Das Desiderat eines Fachs „Jüdische Studien“ wischt nicht weg, dass die Jüdischen Studien in Basel nur Masterstudierende im Bereich einstelliger Zahlen hat und dass, wer angesichts eines solchen Lehrangebots ehrlich ist, seinen besten Bachelor-Studierenden empfiehlt, sich für den Master an einer Universität im Ausland mit mehr und spezifischeren Vertiefungsmöglichkeiten einzuschreiben, um den Horizont zu erweitern.

Die Jüdischen Studien sind heute in der Schweiz, wie im Titel angegeben, eine Selbstverständlichkeit – aber wir wissen alle, dass in unserer universitären und politischen Welt auch Selbstverständlichkeiten keine Bestandsgarantie besitzen.

Deshalb sind Vorwärtsstrategien gefordert – etwa die stärker sichtbare und explizite Einbeziehung des Faches in literaturwissenschaftliche und historische Masterstudiengänge, aber nicht als Ersatz für das Studienfach, sondern um mit der im Windschatten erwiesener „Brauchbarkeit“ für diese großen Bereiche auch das mit keinen weiteren Unkosten verbundene Aufrechterhalten des Fachs an sich zu ermöglichen. Ob diese Strategie sich bewährt, muss abgewartet werden, doch immerhin kann in der heutigen volatilen Situation im universitären Bereich gesagt werden, dass Strategien gerade für kleinere Fächer an sich unsicher sind, so dass man sich meist überflüssige Sorgen macht, wenn man glaubt, die falsche gewählt zu haben. Immerhin hege ich die Einschätzung, dass nach dem Basler Modell der Bachelor in Jüdischen Studien sicher weniger Diskussionsbedarf liefert als der Master. Auch das Doktorat in Jüdischen Studien dürfte ironischerweise weniger in Fokus möglicher Reformen stehen – doch wie sinnvoll ein Weiterführen eines Doktorats ohne vorbereitenden Master überhaupt wäre, musste bisher zum Glück noch nie konkreter geprüft werden.

So wertvoll deshalb die Errungenschaft der Existenz eines Faches Jüdische Studien in der Schweiz war und ist (und sie ist, im wahrsten Sinne des Wortes, teuer erkaufte), so umsichtig müssen die Vertreterinnen und Vertreter dieses Faches bleiben, um im künftigen Universitätssystem zu überleben, ohne marginalisiert zu werden. Interessant ist, wie sich die Kollegen aus anderen Universitäten auf meine Nachfrage hin dazu geäußert haben, wie sie die Aussichten der Jüdischen Studien an ihren Universitäten, in der Schweiz und im deutschsprachigen Raum beurteilen. Der Kollege René Bloch aus Bern meinte dazu:

Die Judaistik ist in Bern ‚angekommen‘ und fest etabliert. Mit ihrem hauptsächlichen Schwerpunkt auf Antike und Mittelalter ergänzt sie Forschung und Lehre an anderen Orten in der

Schweiz (und darüber hinaus). Die Judaistik hat strukturell im deutschsprachigen Raum in den letzten 20 Jahren viel nachzuholen gehabt. Es ist wohl eine gewisse Sättigung erreicht.

Die Luzerner Kollegin Verena Lenzen sieht die Stellung der Jüdischen Studien an ihrer Universität als „stabil und unbestritten“ an und erwartet im deutschsprachigen Raum mittelfristig ein Wachstum des Faches, was allerdings nach meinen nicht empirisch erhobenen Informationen eher einen Gegentrend zur heutigen Situation bedeuten würde und auch nicht der vom Berner Kollegen vermuteten „Sättigung“ entspräche.

Ohne irgendjemandem Zweckoptimismus unterstellen zu wollen, bin ich selber etwas skeptischer nicht nur als die Luzerner Kollegin, sondern auch als der Berner Kollege – nicht gegenüber der Gegenwart, aber gegenüber der Zukunft. Ich glaube, dass kleinere Fächer generell in Zukunft einen viel höheren Selbstlegitimierungsbedarf haben werden (oder sonst, wie Alte Sprachen oder die Alte Geschichte in den „Classical Studies“ in überwölbende Kategorien integriert werden).

Zugleich erachte ich, angesichts der Stimmungslage in Europa, die, wenn auch etwas schwächer, auch die Schweiz erfasst hat, die Jüdischen Studien in der Schweiz, gerade weil sie *nicht* politisch, religiös oder ideologisch vorgeprägt sind, als einen wichtigen, ja unverzichtbaren Player, weit über die zahlenmäßige Bedeutung seiner Lehrenden und Lernenden hinaus. Von uns Dozierenden ist es gerade deshalb gefordert, universitär gesehen innovativ, kooperativ und originell zu sein.